

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 1

Artikel: Ein Wanderer in der grossen Stadt
Autor: Flach, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weichteile verschwunden sind. Seit Darwins Versuchen wissen wir mit Sicherheit, dass die gefangenen Tierkörper von der Pflanze verflüssigt werden. Durch chemische Untersuchungen hat man nachgewiesen, dass die klebrigen Tröpfchen ein dem Pepsin des Magensaftes ähnliches Ferment enthalten. Dieses «verdaut» die Tiersubstanz, und die Blattoberfläche nimmt dann tatsächlich die flüssig gemachte Nahrung auf. Spätere Experimente haben ergeben, dass Sonnentau-pflanzen, die mit kleinen Fleischstückchen fütterte, üppiger gedeihen und reichlicher Samen bilden als solche, die kein Fleisch bekamen. Der Sonnentau braucht also die Fleischnahrung nicht unbedingt zum Leben; immerhin führt sie ihm zusätzlichen Phosphor und Stickstoff zu und gleicht so bis zu einem gewissen Grade seine Armut an Blattgrün (Chlorophyll) aus.

Die fleischfressenden Pflanzen gehören vier verschiedenen Familien an, die vor allem in den Tropen und Subtropen beheimatet sind. Bei uns

findet man außer dem Sonnentau noch zwei weitere Gattungen: das Fettkraut und den Wasserschlauch oder gemeinen Wasserhelm.

Keine dieser Pflanzen fängt ihre Beute auf die gleiche Art. Während der Sommertau verhältnismässig lange Drüsenhaare hat, die er einwärts biegen kann, sind diejenigen des *Fettkrautes* zu kurz dazu. Sobald ein Insekt daran kleben bleibt, rollt sich das Blatt vom Rand her gegen die Mitte zu und umhüllt so das gefangene Tierchen. Der *Wasserschlauch* wiederum besitzt eine Menge von Bläschen. Früher vermutete man, es seien Schwimmorgane, bis man herausfand, dass die Pflanze auch ohne sie schwimmen kann. Durch genaue Untersuchungen stellte man dann fest, dass diese Bläschen in Tat und Wahrheit ganz raffinierte Fangapparate sind. Wie Fischreusen gebaut, lassen sie die Beute, meist kleinste Wasserkrebse, wohl herein, aber nicht mehr hinaus.

Und nun, wie wäre es mit einem kleinen Spaziergang übers Moor?

E. O.

Ein Wanderer in der grossen Stadt

(Aus «Vila Vagorum» von Jakob Flach. Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld)

Mit wenig leben, das kann man lernen. Wenn aber das Wenige fehlt?

Auf dem Lande ruht man unter einem Baum und schüttelt sein Frühstück vom selben Baum. In der grossen Stadt nächtigt man unter den Brücken. Das Logis ist hell und luftig, hat frohe Aussicht und fliessendes Wasser, das arg trübe strömt und durch die Träume plätschert. Aber gegen Hunger ist keiner gefeit, wenn nach fetten Tagen die düsteren Wochen heranschreiten.

Man kann aufs Konsulat gehen! Da ist vorerst ein uniformierter Portier zu durchqueren und Uniformen sind kritisch, Hosen gegenüber, wie ich sie trage. Dann der Konsul selbst — ich will nicht erleben, wie die Langmut des guten Mannes bei meinem abermaligen Besuch in Zynismus und Wut umschlägt — und ausserdem habe ich alle rührenden Geschichten, die bei dieser Gelegenheit zu erzählen sind, vor ihm schon rezitiert und mein Erfindertalent ist von ihm entsprechend honoriert worden, jedesmal zum letztenmal.

Man kann als Sandwichmann mit Kinoplakaten auf Bauch und Rücken durch die Strassen gehen, gelangweilt und herzlich unbeachtet, und damit ein Mittagessen verdienen.

Man kann sich aufs Geldsuchen verlegen zwischen welken Kohlblättern und Papierfetzen in

den Gassen rings um die Hallen, kann, wenn man Glück hat, zwei Zehnsous-Stücke finden und damit in langer Wanderung zu der Gegend pilgern in der Nähe des Flohmarktes, wo dem verbotenen Spiel gefröhnt wird. Auf einem Feldstuhl oder aufgespanntem Schirm, die schnell zusammengeklappt werden können, wenn die zwei Polizisten um die Ecke biegen, rollen die Würfel, rascheln die dreckigen Karten. Wenn man abermals Glück hat, wird man mit dem gefundenen Geld gewinnen — aber so viel Glück gibt's gar nicht in den mageren Wochen.

Bei einer Strassenkreuzung lehnte ich mich gegen die Wand und sah dem Treiben auf dem Platze zu, setzte mich später auf den Vorsprung eines Schaufensters und drehte einer Sammlung eleganter Koffer aus Schweinsleder verächtlich den Rücken, meine Habe — isabellenfarbenes Taschentuch, Bleistiftstummel, Messer, ein Ende Schnur und ein aufgehobener neuer Nagel — das hatte Platz in einer Hosentasche. O, dieser Lärm, dieses Strömen von Menschen, die vorübereilen, nicht hören und nicht sehen, nur Zeit sparen, Zeit gewinnen, Zeit zu Geld machen wollen; ach, ich habe keine Eile und werde dennoch vor allen andern am Ziel sein, wenn ich nicht bald etwas zwischen die Zähne bekomme, und wenn es ein Stück kalte Ente wäre!

Auf dem glatten Asphalt stürzte das Pferd vor dem zweirädrigen Eiswagen einer Brauerei, und als das Tier trotz Peitsche, Schimpfen und Menschenauflauf nicht mehr auf die Beine kam, sprang ich hinzu und hob es, mit anderen Neugierigen zusammen, wieder hoch. Während der Karren weiter rumpelte, stand ich — mein eigener schluchzender Grabstein — und betrauerte meine äussere Hülle, die bei dieser Samariterarbeit gelitten hatte: eine Tasche war heruntergerissen und schaute mich vorwurfsvoll an. Nun machte ich einen Strich unter die Rechnung. Ich fand, dass es mir heute und gestern und immer miserabel gehe und dass ich eine Fahrkarte nach einem andern Stern lösen möchte. — Ich steckte in einem jener tiefen Löcher, wo es nicht mehr tiefer geht, wo das Fluchen ganz milde wird vor ungeheurem Mitleid mit sich selbst. Ich tastete nach den Stufen, die wieder lichtwärts führen, zerbröckelte mein Gehirn auf der Suche nach einem Ausweg, schlenderte längs der Häuserzeilen und überredete schliesslich einen Haarschneider, der gelangweilt unter seiner Türe stand, mich gratis zu rasieren — ein glattes Gesicht gibt sofort einiges Selbstbewusstsein — er schnitt mir auch, nachdem ich ihm eine haarsträubend traurige Lebensgeschichte erzählt hatte, die Fransen meiner Hosenstösse zurecht, schenkte mir eine Sicherheitsnadel für den invaliden Rock und einen Taschenspiegel — siehst du, sagte ich mir, das ist der Anfang von Luxus und Ueberfluss, jetzt wird es wieder aufwärts gehen — und er wünschte mir obendrein und selbstlos alles Gute.

Und das Gute kam in Gestalt eines Tschechen, den ich in Prag als Student gekannt hatte, wirklich, die erste Stufe in die Höhe war erklimmen: er fasste mich am Arm, steckte mir Zigaretten in die Tasche, fragte und erzählte und führte mich in eine Kneipe, wo ich mich satt essen konnte. Ich kaute und schmatzte und löffelte, er redete drauflos.

«Du sprichst doch Deutsch?»

Ich nickte mit vollen Backen.

«Und Englisch?»

Ich zuckte die Schultern.

«Das genügt», lachte er, «damit wirst du mich morgen vertreten in meinem Amt», er legte einige zerlesene Zettel vor sich hin und musterte mich fragend.

Ich war wohlig satt, lehnte mich zurück und sagte überlegen: «In diesem Anzug übernehme ich kein Amt.»

«Du wirst in meiner Uniform prächtig aussehen. Was hast für eine Hutnummer?»

Jetzt wurde es interessant, ich gab mir einen Ruck, die Neugier strahlte aus meinen Augen.

«Du stehst im Wagen, den Rücken gegen den Chauffeur und erzählst den Zuhörern durchs Megaphon alles, was sie wissen wollen», er reichte mir die Zettel, «und was sie wissen wollen, das wissen wir genau, das steht hier gedruckt, lerne alles bis morgen auswendig, einige passende Witze habe ich mit Bleistift dazwischen geschrieben, «voilà», sagst du, «look there, one of the oldest bridges of the town ...» Ich bin morgen zu einer Hochzeit geladen, ich möchte weder die Hochzeit versäumen, noch meinen Posten verlieren. Hilf mir, dann ist uns beiden geholfen.»

Ich war nie öffentlich aufgetreten, aber ich nickte; ich war müde von dem Essen, selig dehnten sich meine Glieder, man hätte mich jetzt ruhig für ein Schiff pressen oder zur Fremdenlegion überreden können; ich hatte den Magen voll, es fiel mir schwer, meinen Kopf anzustrengen, ihn zu fragen, Antwort zu geben, also nickte ich zufrieden — und stand am nächsten Morgen in einem doppelreihigen blauen Anzug und einer funkelnden Phantasiemütze auf einem grossen offenen Auto und dozierte in verschiedenen Sprachen die Weisheit, die ich über Nacht gelernt hatte. Da ich die Stadt zur Genüge kannte, geschah es nicht, dass ich Justizpalast und Börse verwechselte, und wo mich Gedächtnis und Schulweisheit im Stiche lassen, half mir der Mutterwitz, redete ich von gotischem Stil und barocker Fassade und erfand Anekdoten von Louis dem Buckligen und Philipp dem Mittelschweren und ihren Kurtisanen. Ich strich mein Taggeld ein, ich legte die Trinkgelder dazu, die man mir gleichgültig in die Hand drückte, das ist so Sitte; ich schien meine Sache gut gemacht zu haben, denn, als ich dem letzten Gast aus dem Wagen half und mich mit einer Verbeugung verabschieden wollte, hielt mich dieser fest und sagte: «Hallo Boy, gut gemacht das mit General Lafayette!» und engagierte mich für den folgenden Tag als privaten Fremdenführer und Begleiter.

Yes, Sir. Warum nicht! Mein Selbstbewusstsein trieb mächtige Schosse; ich lieferte die Uniform ab, liess meinen alten Anzug flicken und aufbügeln und stellte mich dem Mylord oder Eisenbahnkönig zur Verfügung. «Mister Stone aus Longmask am Susquehanna-River, Pennsylvania», posaunte er und drückte mir republikanisch und massiv die Hand.

Schon früher war ich kopfschüttelnd an Denkmälern vorübergegangen. Große Männer setzen sich ihren Denkstein selbst durch ihr Werk. Wenn das nicht den Stürmen der Zeit standhält, dann nützt auch ihr Bild in Stein und Bronze nichts, sagte ich mir; wieviel kupferne Münzen könnte man davon prägen und in gewissen Vierteln schneien lassen. Meine Abneigung gegen diese massiven Albumblätter hat sich nun im Laufe jenes Tages zur fixen Idee gesteigert, dass ich seither jedem Postament mit goldener Aufschrift in weitem Bogen ausweiche; denn mein Herr Stone aus Longmask Pa. hatte das sonderbare Steckenpferd, Denkmäler zu sammeln. Nicht dass er sie kaufte oder heimlich umlegte und in Watte verpackt über den Ozean nach Hause geschmuggelt hätte, aber er photographierte jeden versteinerten Helden und ehernen Staatsmann und verweilte so lange davor, bis er genau über Leben und Bedeutung der Berühmtheit Bescheid wusste. Was das in einer Stadt mit bewegter Vergangenheit bedeutet, in einer Stadt mit grossen Plätzen, die einen ragenden Mittelpunkt verlangen, mit Durchblicken, die nach einem monumentalen Abschluss rufen, darüber kann ich nun Auskunft geben. Zuerst machte es mir Spass. Der Herr in der Toga auf der hohen Säule ist Napoleon. Darüber kann ich einiges erzählen. Ich weiss auch, welcher andere Anwärter auf ein Monument in stürmischen Tagen die Säule kippte und den Imperator aufs Pflaster warf. Eine glänzende Geschichte für einen aus Neu-England. Die Säule ist fast ein Turm, aber Mister Stone hatte kein Gefühl für die Würde und einmalige Schönheit des Platzes. «Napoleon», sagte er, zwängte den Kopf in den Nacken und staunte in die Luft, aber er sah den Himmel nicht, den seidenblauen Himmel, er schritt weiter: «Den nächsten Kaiser, bitte!» Das bronzenen Mädchen in der Nähe, zu Pferd, die blecherne Fahne in der Hand, kennt jeder, selbst mein Mister wusste die Geschichte mit dem Scheiterhaufen. Er knipste, spendete ein Veilchensträuschen, lobte die Höhe der Kultur in Amerika, wo solche Mädchenopfer unmöglich seien, fragte nicht, von wem das Kunstwerk sei, gottseidank. Alles ging gut. Der härtige Reiter ohne Hut auf der Brücke: «I know, I know, Huhn im Topf am Sonntag, sehr interessant; der nächste König!» Erzengel Michael, gut erledigt; nochmal Bonaparte, leicht zu erkennen und mit Nicken begrüßt, sein römisches Gewand hatte er abgelegt und war diesmal als General verkleidet. Noch ein Krieger auf einem belgischen Brauerei-

pferd. Mit goldener Schrift auf rotem Granit stellte sich der Herr selbst vor, und ohne zu erröten erzählte ich auf Grund der Jahreszahlen, die unter dem Namen glänzten, von Jena und Austerlitz wild durcheinander und hängte eine der Anekdoten an, die Johann Peter Hebel von Suwarow berichtet. Das war neu für den Amerikaner, er lachte, er war zufrieden mit meinem Wissen und längs des Flusses gingen wir weiter. Eine Weile hatte ich Ruhe; denn nicht auf jeder Brücke hält ein berühmter Mann Wache. Nun aber wurde es langsam kitzlig, die Sockel mit Unsterblichen mehrten sich. Lafontaine, ein Dichter, schrieb Gedichte: „Maître corbeau sur un arbre perché . . .“, well, geknipst und weiter. Molière, ein Bühnenstar, da lässt sich einiges erzählen. Bérenger, wart mal: «ein Dichter, schrieb Gedichte: „Maître corbeau sur un arbre . . .«, Alfred de Musset mit seiner Muse, «Aha», schmunzelte Mister Stone und knipste, knipste Sockel und Dichter und Muse und die Säulen des Theaters dahinter. Alles ging zu beider Zufriedenheit und selbst Herr von Musset lächelte auf seinem Postament; im gegebenen Moment fällt einem manches ein, was man einst mühselig gelernt und mühelos wieder vergessen hat; wenn es mir gelang, die grossen Gärten zu vermeiden, wo der Marmor wie auf Kirchhöfen gedieh und die unbekannten Namen sich häuften wie im Lexikon, dann würde ich die Aufgabe meistern — aber die Gedenksteine nahmen kein Ende und Mister Stone hatte eine gute Nase; an wie vielen Unsterblichen war ich bisher vorbeigegangen, ohne sie zu sehen, aber er erschnüffelte alle, pirschte heran und wollte wissen warum und weshalb und den ganzen Roman. Ich versuchte ihn abzulenken: «Sehen Sie, wie hier der Künstler mit Gegensätzen gearbeitet hat . . . Wie der Bildhauer dem spröden Material gerecht geworden ist und trotzdem Poesie und Beschwingtheit auszudrücken vermag . . .» «Yes», sagte mein Herr Sammler zerstreut, «aber wer ist die Dame, die hier am Sockel zu ihm hinauf zu klettern versucht und was hat sie für eine Rolle in der Hand?» Mir wurde langsam übel. Ich sagte: «Diese Statue ist aus den Kanonen von Abukir gegossen, wissen Sie, damals, Admiral Nelson . . .», ich sagte: «Passen Sie auf, dieses Piedestal ist ein Monolith aus echtem Marmor!» aber er fragte: «Warum hat der Herr einen Lorbeerkrantz auf?», «Was ist das für ein dickes Buch, das dieser Greis in der Hand hält?», «Warum setzt der da seinen Fuss auf das Zahnrad?», «Warum ist dieser erzgesund aussehende Mann so früh gestorben?»

Ich kannte die meisten der Verewigten nur nach dem Namen auf dem Sockel und die meisten Namen fanden kein Echo in Hirn und Gedächtnis. Mein Herr war unersättlich. Ich riet Rätsel und erzählte Märchen, vom Erfinder der Goldplombe, vom Dichter des Hohenliedes Salomon, von Kometenentdeckern und Forschern am Amazonas und am Titicacasee. Das Gefühl von Seekrankheit wurde immer stärker, ich prüfte ängstlich die Gegend rundum und suchte verdächtige Plätze, Baumgruppen und öffentliche Gebäude zu umgehen, aber Mister Stone hatte wie alle Sammler den Instinkt für seine Objekte und stöberte alle unbekannten und unbeschädigten Seltenheiten auf; mir schien die Stadt nur noch bevölkert von Stein- und Gussmenschern, ich würde träumen davon, fiebernd träumen und der marmorne Monsieur Voltaire würde mir spöttisch lächelnd eine ganze Aufflage bronzer Essais auf die gequälte Brust legen; ich hatte genug von Sockeln und Piedestalen und Reliefs und Monumenten, ich würde ... «Oh, look there!» jauchzte der Denkmalschnüfler, es war zu spät, ihn in eine Nebengasse zu ziehen, er eilte vorwärts.

Eine Dame winkte von weitem; auf ehemaligem Stuhl sitzend überragte sie die Alleeäume um Kopfeslänge und wartete darauf, dass ihr ein Würdiger den Lorbeer aus der Hand nähme; das konnte nur die Freiheit oder die Republik sein. Mister Stone schlug das Herz höher, er selbst wurde grösser, umkreiste etliche Male das Monument, nahm zum erstenmal den Hut vom Kopf und gebot mir Schweigen. Fast wäre auch ich in feierliche Stimmung gegliitten, wenn nicht rund um den Platz Cafés und Kneipen und Speisehäuser mich nach der materiellen Seite hinüber gezogen hätten.

Dies war der Höhepunkt des Tages. Vielleicht war die Begegnung mit der hohen Frau für Mister Stone aus Longmask Pa. die hehrste Stunde seiner Reise, seit er entblössten Hauptes an der ragenden Freiheit im Hafen von Newyork vorbeigedampft war. Hier gaben sich die Alte und die Neue Welt die Hand, hier galten die Menschenrechte, hier konnte man Mensch sein — mein Herr aus Neu-England geriet in Ekstase, er betete auf seine Art und hätte jetzt für die abstrakte Dame Barrikaden gestürmt. Er konnte sich nicht trennen: wir setzten uns zu einem festlichen Mahl zu Füssen des Bildes. Der Garçon musste die Tische anders stellen

zu bequemerer Sicht, musste Rosen bringen, die erst die Tafel, später den Schemel der Dame schmücken sollten. Am meisten hätte unserem Verehrer der metallenen Jungfrau eine Kapelle mit vielen Trompeten und Posaunen gefallen und eine grosse Fahne als Tischtuch mit Rot und Blau und Sternen. Was man in Longmask am Susquehanna-River bei solchen Gelegenheiten trinkt, weiss ich nicht, ich dachte schaudernd an die vergangenen magern Tage zurück und empfahl Champagner; Herr Stones hätte am liebsten seinen Rock ausgezogen: «Zur Freiheit gehört auch körperliches Wohlbehagen», sagte er und lieferte damit keine ganz neue Variation zur Definition von Freiheit.

Wir feierten lange und amerikanisch laut. Patrioten und Tagediebe setzten sich zu uns; Mister Stone hielt eine dröhrende Rede, der Applaus der Menge entnahm mich der harten Aufgabe, alle die pathetischen Worte — «Mit harten Fäusten werden wir sie zerschmettern» — zu übersetzen. Mädchen drängten sich zwischen uns, wir sangen die Marcellaise, die Kellner liefen ab und zu, blinde Musikanten kratzten auf müden Geigen lachend, schreiend, trinkend verbrüdereten sich die Republiken der ganzen Welt. Es wurde Abend, es wurde Nacht, es war ein grossartiges Fest.

Es gelang, den rotbackigen Amerikaner daran zu hindern, auf das Denkmal zu klettern, um, auf ihren Knien stehend, die Freiheit auf den spröden Mund zu küssen; es gelang mir, ihn schliesslich in eine Droschke zu heben und ihn in seliger Stimmung in seinem Hotel abzuliefern. Es war grossartig gewesen, ich hatte die trüben Tage vergessen, ich hatte Geld in der Tasche, es ging aufwärts; ich dachte nicht mehr an die standbildgesegneten Plätze und Brücken, ich stimmte ein in das Lied von der Freiheit, unter der jeder etwas anderes versteht.

Ich setzte mit diesen Zeilen Mister Stone aus Longmask Pa. ein Denkmal, ein papierenes Denkmal, das genügt, denn ich kann bis heute eine gewisse Scheu vor ragenden Unsterblichen nicht loswerden, möchte als bescheidene Anregung eines gewesenen Fremdenführers den Herren Bildhauern empfehlen, ihre Kunst an Löwen, Rehen und Stieren, an Flora, Liberté, Diana und Venus zu versuchen — und sollte unter Gleichgesinnten ein Anti-Monument-Verein bestehen, so bin ich gewillt, aktives Mitglied zu werden.